

JUNG UNGARN

MONATSSCHRIFT FÜR
UNGARNS POLITISCHE GEI-
STIGE UND WIRTSCHAFTLICHE
KULTUR HERAUSGEBER
JOSEF VÉSZI



FALVS E.

BERLIN/PAUL CASSIRER'S & VERLAG

Bezugspreis für das Vierteljahr: 4,50 Mark Preis des einzelnen Heftes: 1,50 Mark
Geschäftsstelle für Ungarn: Sigm. Deutsch & Co., Budapest, Ferencz-Józseftér (Palais Gresham)

Inhalts-Verzeichnis:

	Seite
Gespräch mit einem Toten, von Josef Vészti	1
Bismarck und Andrássy, von Emerich v. Galász	12
Die Belagerung von Neusohl, Roman von R. Mikszáth	35
Die Bank- und Währungsfrage in Ungarn, von A. v. Matkovits	43
Háli, ein Dichter des indischen Islam, von Prof. A. v. Régl	64
Tragödie, Erzählung von Thomas Moly	72
Aus ungarischen Dichtern (Andreas Aldy)	77
Jule und Julchen, Erzählung von Alexander Bródy	80
Zwei ungarische Volksballaden	86
Ein ungarisches Dürerbuch, von Dr. S. Meller	89
Die neue ungarische Zivilprozeßordnung, von Dr. A. Fodor	91
Die Erforschung des diluvialen Menschen in Ungarn, von Dr. O. Radic	101
Ungarisch-rumänischer Weizenkrieg, von Prof. Dr. Thomas v. Kosutány	114
Der neue Kurs im ungarischen Drama, von Ladislaus v. Márkus	127
Zeitschriftenchau, von J. Peisner und B. B.	132
Streifzüge, von Josef Vészti	137

144

Redaktion: Josef Vészti, Budapest, Lipótkörút 10, wohin alle Manuskripte, bis auf diejenigen für den belletristischen Teil, zu senden sind.

Belletristische Beiträge sind an den Redakteur des belletristischen Teils, Ludwig Hatvany, Berlin W., Viktoriastraße 5, zu senden.

Am fünfzehnten jeden Monats erscheint ein Heft von 7—10 Bogen.

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlage vierteljährlich 4,50 Mark, ganzjährlich 18 Mark, Einzelhefte 1,50 Mark. Für Österreich-Ungarn: vierteljährlich 5 Kr., ganzjährlich 20 Kr., Einzelhefte 1,80 Kr.

Für Abonnements und Inserate aus Ungarn ist die Geschäftsstelle für Ungarn: Sigm. Deutsch & Komp., Budapest, Ferencz=József tér (Palais Gresham) zuständig.

Solche Haltung Beusts während des deutsch-französischen Krieges hatte ihm im Dezember 1870 in der ungarischen Delegation heftige Angriffe zugezogen. Franz Pulszky nannte seine Politik eine Komödie der Irrungen, welche sich leicht in eine Tragödie der Irrungen hätte verwandeln können. Und doch kannten damals die ungarischen Delegierten nur einen kleinen Bruchteil der geheimen Aktionen des Grafen Beust.

(Ein letzter Artikel folgt)

Otto Alscher (Orsova)/Lena und die ungarische Landschaft

Hier rauscht es unstreitbar in die Seele,
Was ich dort leise, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle
Nach einem Glücke!

L e n a u (faßt).

Da ist ein Tag, der die sonst öde Straße hell und bewegt erscheinen läßt. Der die kleinen, breiten Häuser glitzern und schimmern läßt, daß es wie ein freundiges, frühlingsweiches Atmen durch die einförmige Dorfstraße zieht. Und wo die kahlen Bäume längs der Gasse sich zu dehnen, zu wachsen scheinen, einen Duft ausströmen, als ständen sie in Blüte. Und Sonne, hoch im Tage stehende Sonne, ihre Blüten durchglühe. Ein Tag, als wäre die Welt ein Kristall, den eine Gottheit in Händen hält, um ihn mit seines Auges warmleuchtendem Liebesstrahl zu erhellen. . . . Und an einem solchen Tage schaut ein Kind durchs Fenster und wähnt, der Frühling sei gekommen. Und lächelt sich froh zu, daß es nun immer Frühling bleibe, daß nun immer Sonne in seine einsame Kindheit scheinen werde. Geht am nächsten Morgen wieder ans Fenster, um die Sonne, den Frühling zu sehen.

Doch da fällt müde ein grauer Regen auf die Erde. Ein stöhnender Wind schüttelt die Bäume, die beben fröstelnd und triefen. Als weinten sie in einem trostlosen Weh. Und als wären die Fenster der kleinen Häuser von einem Weinen verquollen, so sieht die Straße aus. Und als wäre das Kotmeer, das sich in der öden Straße hinzieht, das Gefilde einer strengen Einsamkeit, die Haus von Haus scheidet. Wäre ein unüberschiffbarer See, ein bodenloser Abgrund, der die Menschen hindert, zusammengekommen, und sie zwingt, ihre grauen Tage allein zu durchseufzen. Das Kind aber fühlt am härtesten diese Trostlosigkeit. Es weint mit dem Regen, ein Schmerz rieselt auf seine junge Seele in

rettungsloser Einförmigkeit, der in sein späteres Leben nachzittern wird. Der im Winkel seines Gemütes als ein müder Regentag fortbesteht, um zeitweise seine Seele immer wieder in einen grauen Schleier zu hüllen

Und die öden, verregneten Dorfstraßentage sind häufig. Die Sonnenblicke hier und da machen sie nur doppelt trostlos, der feuchte, schwere Erdruch, der über den Feldern rings um das Dorf liegt, legt sich mit beklemmendem Herbstgefühl auf die Seelen der Menschen und verhindert auch, daß das Kotmeer in der Straße versiege. Und durch dieses Kotmeer, in dem die kleinen Häuser in rettungslosem Versinken scheinen, stapfen schwere Bauern, für die der Winter nichts Schreckliches, nur ein Ausruhen bedeutet, eine Ruhepause zwischen Ernte und Saat. Oder von vollblütigen Pferden gezogen rasseln Wagen dahin, mit Menschen, die in ihrer drängenden, ausartenden Kraft dem Kinde so fremd sind. Die es doppelt schwer auf sich selbst verweisen und auf den Anblick der einsamen, breiten Straße.

Aber da kommt es eines Tages wie eine zügellose, verzweifelte Unruhe über das Kind. Es schleicht sich aus der Stube, drückt sich die Häuser entlang, mit sehnsüchtig flehenden Augen vorausstarrend, wo die Straße wie abgebrochen vor dem freien Lande endigt. Und das Kind erreicht dieses Straßenende. Kleine Häuser, die immer tiefer in den Boden zu sinken scheinen, verkümmerte Hütten, in denen braune, zerlumpte Zigeuner wohnen, stehen scheu, geduckt vor der Unermeßlichkeit des fernen Landes da. In dieses Land hinaus starrt das Kind. In die Maßlosigkeit von Ackerfurchen, in die tote Reglosigkeit des winterlich grauen Heidelandes. Und ein Erschauern vor der ferne, dieser unüberbrückbaren, ergreift das Kind. Ein Entsetzen vor ihrer Menschenfremdheit, in die die Straße wie in verzweifelter Verlorenheit hineinläuft. In diese Weite, die mit ihrem Himmel der Sehnsucht nicht den geringsten Halt bietet, an deren Horizont das verzweifeltste Heischen müde niedersinkt. Lange steht starrend das Kind. Dann schleicht es heimwärts, den Kopf gesenkt, mit trostlosen Augen und zitternder Hilflosigkeit. Kriecht wieder in die Enge der Stube, um durchs Fenster zu starren, mit einem schmerzlichen Verlangen in den Augen. Und dieses Tages Vergeblichkeit nistet so hart in seinem Herzen, daß es seines Lebens Willenskraft schwächt. Daß ein müder Glaube an die Unmöglichkeit einer glücklichen Wendung seiner Träume wie ein dunkler Flor über seinem Dasein wallt, eine zürnende Verzweiflung ob des Kommens eines Sonnentages gleich einem dumpfen Gesange in seine Zukunft hineintönt. Und das Kind, zum Manne geworden, über seiner Volljahre Kraft hinweg, sich diesem Gesange zuneigt, weil er die tiefste Erschütterung seiner Kindheit war.

* * *



Zúffolans Genuus Geburtshaus in Szatád (Ungarn)

Der Geburtsstätte eines Großen reisen wir suchend zu. In die Tage seiner Kindheit wollen wir blicken, die ersten wehen Stunden seines Lebens erforschen, seines Lebens, das eine einzige Wunde war. Eine Wunde, aus der so edles, tiefleuchtendes Blut kam, daß eine ganze Menschheit dies schmerzlich empfand, es eine Menschheit läuterte. Und wir reisen der Geburtsstätte hinaus zu, wir wollen den Boden sehen, dem er entsproß, denn wir ahnen, daß es eine verlorene große Landschaft war, die Grenzenlosigkeit und Fremdheit des ungarischen Tieflandes, die ihn so groß und so unglücklich machte

Von Temesvar ab eine Stunde Fahrt auf einer Flügelbahn. Dann aber geht es zu Wagen hinein in die öde, graue Düsterteit des Heidelandes. Die Rosse dampfen und stapfen schwer, die Räder ächzen und graben sich durch schwere, schwarze Furchen. Die Straße ist breit, sehr breit — hier in dieser Unermeßlichkeit braucht man nicht mit dem Boden zu sparen. Mächtige, alte, ungarische Silberpappeln stehen wie verirrte, in der Einsamkeit versteinerte Riesen an der Straße, ihre Wipfel scheinen sich nur furchtsam zum Himmel zu erheben, der hier so fern ist. Und Ackerfelder rechts und links an der Straße. Schwere, fette Acker mit Winterweizen bestanden oder mit dampfendem, der Frühjahrssaat harrendem Boden. Sie haben etwas Kraftvolles, Selbstbewußtes, diese Ackerfelder, die ihren Reichtum ganz durch sich selbst zu geben scheinen, diese Ackerfelder, denen gegenüber der Mensch wie ein kleinlicher Dieb erscheint, der kommt und rafft, was sie reichlich gewähren.

Der Wagen holpert immer weiter, immer tiefer ins Land hinein. Und dann müssen wir plötzlich aufschauen und rings die Runde messen. Ein seltsames Gefühl der Verlassenheit in dieser Weite bemächtigt sich unser, die Empfindung eines verzweiferten Wagemutes, mit dem wir uns dieser Weite anheimgeben. Aber diese Empfindung schwindet wieder, wir werden müder, je länger wir fahren, eine dumpfe Ergebenheit, eine Hoffnungslosigkeit legt sich wie ein grauer Schleier auf uns. Und diese Dumpfheit hebt sich nur wenig, wenn neben uns ein Volk Rebhühner aufsteht oder einsame Raben widerwillig von einem Baume abstreichen und sich mit trägen Flügelschlägen in das Land hinaus-schwingen. Doch die Müdigkeit in uns wird zum Mißtrauen, wenn wir in der Ferne eine Kirchturmspitze zu erkennen glauben. Wird zum Mißtrauen, weil wir nicht glauben wollen, daß in dieser Verlassenheit Menschen wohnen, Menschen mit all ihren kleinen und großen Beschränkungen ein Heim gefunden haben können. Und wir lächeln darum befriedigt, da der Kirchturm wieder im Tiefland einsinkt. Und sinken auch in unsere Träume zurück, die ein Vergebliches zu quälen scheint.

Aber plötzlich ist eine Gruppe Häuser vor uns aufgestanden. Bäume dazwischen und wieder Häuser und eine Straße, die sich gähnend unserem Kommen öffnet. So tauchen wir denn in die Häuser ein, mit ein wenig Staunen und ganz ohne Hoffnung.

Und es ist auch nichts weiter als ein kleines Dorf, das wir betreten haben. Das kleine schwäbische Dorf im ungarischen Tieflande: Csátád, das nichts Großes, als den Namen an sich hat. Ein Name, der an eine kriegerische Erinnerung knüpft, die das heutige Sein des Dorfes mit kühler Gebärde beiseite weist . . . Breite Straßen, die vom Ortsmittelpunkt aus sternförmig nach den vier Himmelsrichtungen auslaufen. Kleine, aber nette Häuser, welche bezeugen, daß Wohlhabenheit in ihnen wohnt. Ziegelpflasterung längs der Hausmauern und an den Straßenübergängen. Gutgekleidete Bauern, die langsam und schwer in ihren Stiefeln die Straße entlang gehen. Das Ganze ein Bild, wie es wohl schon vor hundert Jahren nicht viel anders gewesen sein mag.

Vor dem Gemeindehause steht das von Raduai geschaffene Lenaudenkmal. Im Jahre 1903 wurde es enthüllt, etwas später auch eine Gedenktafel vom Eigentümer am Geburtshause des Dichters angebracht. Das Denkmal ist von einer tiefen, wunderschönen Wirkung. Die Gestalt des Dichters, dem ein Genius zur Seite steht, der nach dem Geburtshause Lenaus hinüberdeutet, seine Züge sind von ergreifender Trauer. Und der wehmutschwere, düstere Blick, der voll erschütternder Schwermut nach jenen Fenstern schaut, durch die einst seiner Kindheit Sehnsucht nach Lebensfreude suchte, bannt den Beschauer in schmerzlicher Bewunderung. Kein Pathos, keine Gefuchtheit stört, das Ganze ist zu großzügiger Einfachheit zusammengefaßt: das Denkmal ist ein Kunstwerk ersten Ranges. Der Sockel enthält die Inschrift der ersten Verstrophe des Lenagedichtes „Sehnsucht“ in magyarischer und deutscher Sprache:

„Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so glücklich war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönstes Jahr!“

Der magyarischen Übersetzung fehlt leider die fließende Einfachheit der sehnsuchtschweren Worte.

Das Geburtshaus Lenaus ist eines jener ärarischen Gebäude, die schon bei der Kolonisation des Banates angelegt wurden. Das dritte und vierte Fenster zu ebener Erde von links führen in jenes Zimmer, in dem der Dichter geboren wurde. Leider aber wurde das Geburtszimmer zu einem Geschäftslokal umgewandelt und enthält nichts als die alten vier Wände zur Erinnerung an ein großes Geschehnis. Man hätte es nicht bei der Aufstellung des Denkmals allein bewenden lassen sollen, sondern hätte das Zimmer in seiner früheren Gestalt erhalten, hätte es zu einem kleinen Lenamuseum erweitern sollen. Csátád als die Geburtsstätte des Dichters zieht immer mehr Fremde heran, besonders jetzt, wo das Dorf eine eigene Bahnverbindung besitzt und man immer leicht Anschluß an die Schnellzüge von Szombolya aus finden kann.

Lenau und das heutige Eszátád . . . Wenn man das Dorf mit seinen melancholischen Straßenbildern sieht, mit den trüben Winterabendsstimmungen, der schwerfälligen Lustigkeit in den Wirtshäusern, so muß man denken, daß des Dichters Geist über diesem Orte und seinen Menschen fortlebt, sie heute noch wie ein geheimer, seltsamer Traum umspannt haltend. Daß sein Atem durch die Gassen weht und in der ruhigen, selbstsicheren Art der Bauern lebt und raunt . . . Und er lebt auch in ihnen! Heute mehr denn je, unbewußt, weniger durch die Göttlichkeit seiner Werke, als durch die Macht seines Namens, der ihnen immer mehr zu Bewußtsein kommt. Denn diese Bauern, sie sind stolz, sehr stolz auf ihr Lenaudenkmal. Vor allem freilich auf das Denkmal, das sie sehr schön finden; dann erst auf den Dichter. Denn das Denkmal haben sie täglich vor Augen, das Denkmal allein, wie sie meinen, zieht die Fremden nach dem Orte. Aber sie wissen dennoch, daß Lenau ein Dichter war, ein ganz großer Dichter — und das ist viel von schwäbischen Bauern des Banates. Heute wissen sie es alle, die vor zehn Jahren keine Ahnung davon hatten: die Aufstellung des Denkmals, die Bemühungen des dortigen Apothekers Bierbaum und die des Bauernlesevereines haben dies bewirkt. Es gibt sogar manche unter ihnen, die Lenaus Gedichte kennen. Und was das heißt, versteht man erst, wenn man weiß, wie schwer der Banater Bauer ein Buch zur Hand nimmt. Freilich reden sie wenig über den Dichter Lenau, es ist ihnen genug, daß er in ihrem Orte geboren wurde, ihrem Dorfe eine Bedeutung gebend. So hörte ich denn, als ich einen Bauern nach dem Dichter fragte: „Der Lenau — dort isch jo sei Denkmal!“ Ein anderer wieder antwortete, als ich, über den Dichter sprechend, daran die Frage knüpfte, ob er auch viel Fremde nach dem Orte zöge. „fremdi, ei jo! Wir habe jo 8000 Schwein zur Mascht, die kumme se kafe!“

Aber es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo sie noch mehr von ihrem Lenau wissen werden, der so groß als Dichter war und so seltsam, so dämonisch fast mit der Landschaft, in der sie leben, mit dem großen ungarischen Tieflande zusammenhing. Es wird wohl eine Zeit kommen, wo er ihnen auch als Mensch nähertritt, denn die Menschheit beginnt immer mehr in ihren Erinnerungen zu leben, beginnt immer mehr ihrer Erinnerungen bedürftig zu werden. Und so muß denn auch Eszátád, dieser ferne Erdenwinkel, seinen Lenau in sich aufnehmen, der sein Leben lang an der fargen Einsamkeit des Erdenfleckes zehrte, in dem seine Geburtsstätte lag, in dem er seiner Kindheit erste, tiefwirkendste Jahre verbracht.

. . . Franz Niembisch von Strehlenau war Beamter der königl. ung. Kameralherrschaft und in Eszátád angestellt. In dem kleinen, abgeschlossenen Orte, in dem nur ein Bauer glücklich sein konnte. Franz Niembisch von Strehlenau aber war kein Bauer, war ein Adeliger und dürstete nach dem Leben. Brannte nach Lust und Freude, weil die

schwerheißen Sommer dieses Landes ihm die Sinne aufstachelten, die langen, toten Wintertage seine Phantasie peitschten. Und so überfiel auch ihn mit aller Macht die Ekstase, das Charakteristikum des Südens und des Volkes dieses Landes; die Leidenschaftlichkeit, die zur Höhe rast und mit Eleganz sich zur Tiefe schwingt. Dem Kampfe mit dem Extremen ergab er sich mit all seiner Willenlosigkeit, jenem seltsamen Pendeln des Blutes, das so sehr im Wesen des Ungarn und im Klima dieses Landes des Ostens und des Südens liegt. So ward denn der Vater Lenau ein Spielball seiner Leidenschaften, wie es Tausende von Beamten solch kleiner Orte vor ihm und Tausende nach ihm geworden sind, die, weil es rings um sie so ruhig ist, das eigene Blut im Sturme wogen sehen wollen.

Aber Franz Niembösch von Strehlenau war ja Ehemann und Vater. Doch seine Frau, selbst eine heiße Seele, ächzte unter der Bürde steter Mutterschaften und gab sich einer trüben, düsteren Verzweiflung hin. Er aber wollte nur tanzende Lust sehen, und darum suchte er immer wieder den Weg nach Temesvar, dem frohmütigen, reichen Temesvar und nach seiner Selbstvergessenheit in Wein und Musik. Und er war glücklich wie jeder Ungar, wenn die Geigen rasten und der Wein in den Schläfen pochte und wurde darüber auch wieder unglücklich, als ob auch er ein ungarischer Edelmann gewesen wäre. War wie ein ungarischer Edelmann heiß, vollblütig und selbstvergessen, stürmte seinen Sinnen nach wie kaum ein anderer dieses Landes, schritt ins Verderben hinein mit einem frohmütigen Lächeln auf den Lippen . . . Und von diesem Vater wurde Nikolaus Lenau geboren. Als Sohn eines adeligen Beamten in einem kleinen Dörfchen Ungarns, der wie ein ungarischer Landedelmann lebte. Keimte und wuchs unter dem Herzen seiner Mutter heran, als diese all ihres Herzens Angst dem Vater auf seinem Wege ins Verderben nachsandte, um ihn durch ihrer Liebe Verzweiflung zu retten. Darum wurde auch das Kind mit einem blutenden Herzen und einer düsteren Ergebung der Verzweiflung geboren. Trug den Stempel der großen, starren Hoffnungslosigkeit in sich, mit der ein Weib einen Mann untergehen sah: trug den selbstwilligen Trotz, den heroischen Mut des Hineinschreitens in dieses Verderben in sich, wie es der Vater hatte. Und war mit diesen beiden tiefen Wunden in der Kindesseele auf die Einwirkung seiner Umgebung, eines verlassenem Dörfchens, des kümmerlichen Eilandes in der unendlichen, ungarischen Puszta angewiesen. Nahm durch diese Wunden doppelt so leicht die große Verlorenheit der Landschaft in sich auf.

Es waren nur kurze Jahre, die der Knabe Lenau in Eszék verbrachte. Es waren die aufnahmefähigsten, aber auch die äußerlich unglücklichsten des Kindes. Der Mutter Verzweiflung Tag für Tag, des Vaters immer tieferes Sinken, sie brachten ihm den unauslöschlichen Glauben an die Unabwendbarkeit des Unglücks, an die Zwecklosigkeit alles Hoffens in



Ungarn (Ungarn), der Geburtsort Zifferaus Genaus

seinem persönlichen Menschentum. Jenes mächtigen, urgewaltigen, umflorten Wähnens, das ihn als Dichter so groß, als Menschen so unglücklich machte.

Und noch etwas nahm der Knabe Lenau in diesen Jahren in sich auf. Er erlernte die Naturbeobachtung; eine Mitempfindung, das Mitschwingen mit den Nuancen der Landschaft in ihren feinsten Abstufungen grub sich in seiner Seele ein. Und durch dieses Fußen mit den eigenen Seelenzuständen auf den großen Strömungen der Landschaft verinnerlichte, personifizierte er die Natur und brachte schon durch eine einfache Schilderung, durch das Herausgreifen von Landschaftsstimmungen, die er so genau kannte, die größten Wirkungen als Dichter hervor. Lenau hatte wie kein anderer Dichter die Macht der Naturschilderung, aber in allen seinen Büchern zeigt sich, daß es nicht die Landschaft einer idyllischen Abgeschlossenheit, einer momentanen Selbstüberlassenheit war, die er malte, sondern die strenge, fremde Größe einer unbelebten Natur, in der die Einsamkeit Größe und Natürlichkeit ist Daß es die ungarische Landschaft ist, die ihm stets vor Augen schwebte, wenn er Pein in seiner Seele trug, das Tiefland in seiner lastenden Versunkenheit. Das Tiefland, die Puszta mit ihrer niederdrückenden Eintönigkeit, in der jeder Baum, jeder Vogelstrich, jede Wolkenform zum Ereignis wird. Die den Wanderer durch ihre Menschenleere ganz auf sich selbst weist, die seinen Gefühlen Raum zu seltsamen, farbigen Gebilden läßt, welche durch den geringsten äußeren Einfluß schon die unerwartetste Richtung nehmen können. Und darum haben auch alle Naturschilderungen Lenaus das Malerische an sich, er sah die Natur in einer reichen farbigen Plastik, wie sie nur der Süden besitzt und wo sie im Gefühlselement, im Wesen der Menschen vorhanden ist.

Seine ersten Kinderjahre verlebte Lenau in Eszék; dann kamen die Knabenjahre in Ofen, die Jünglingsjahre in Tokaj und Magyar-Ovár. Und es ist eigentümlich: als wenn das Schicksal mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit den Weg dieses Menschen bestimmt hätte, so setzte sie ihn in eine Umgebung, wo er immer Düsteres vor Augen hatte. In Ofen bewohnten die Eltern Lenaus ein kleines Häuschen auf der Generalswiese, das vordem eine Kapelle war und inmitten eines Friedhofes lag. Und er, der früher den Vergänglichkeitsgedanken aus der Melancholie der Steppe sog, hatte ihn hier in seiner ausdrucksvollsten Form vor sich. Und er vergaß dieser Gräberstätte nie, selbst in seinem drängendsten, reifsten Jahre sang er in dem Gedichte „Vergangenheit“ vom „Friedhof der entschlafnen Tage“. Erst Tokaj und Magyar-Ovár ließen den reisenden Jüngling eine lichte, schöne Natur erleben, deren Eigenheit die kraftvolle Unmittelbarkeit war. Freilich wieder eine Landschaft, die echt ungarisch war, die wieder jenen eigentümlich berückenden Farbton, jenes meist Grelle, manchmal Weiche, manchmal Düstere besaß, aber nie das müd Abgeklärte, wie es der Norden oder in ihrer stillen

Abgetöntheit die österreichische Landschaft hat. Und so vollendete denn die Landschaft, was die elterliche Veranlagung Lenau gebracht hatte, den vollen Ausbau jener Eigenschaft, des „sirva vigad“, des „schluchzend Jauchzens“, wie man die Grundeigenschaft der ungarischen Seele benennt.

Mit seinem einundzwanzigsten Jahr erst kam Lenau nach Österreich. Und da war er schon ein fertiger Mensch, ganz der Lenau, wie wir ihn alle Zeit vor Augen hatten, mit einer wilden, trotzigen Leidenschaftlichkeit, die er nur in der Musik und im maßlosen Tabakgenuß bändigen konnte. Freilich das Schwankende, Haltlose prägte ihm voll und ganz erst ein anderes Land ein, seine Haupteigenschaften waren vorerst ein mutvolles Selbstbewußtsein, eine zürnende Kühnheit und ein unheimliches, dämonisches Suchen der Gefahr, das kein bloßer Jugendzug, sondern ein Charakteristikum des freien Landschaftsmenschen, des Tieflandsohnes ist. Man denke nur an das Klingenfechten im Hörsaale der Wiener Universität, wie es Seidel beobachtete, und das ihm den Freund in einer furchteinflößenden Unerfrodenheit zeigte: Seinen damaligen und allen nachherigen Freunden bot Lenau als Mensch ein so eigenartiges Gepräge, daß sie ihn alle als Vollungarn ansahen und sie ihn später nur als Dichter als den Ihren prellamierten, obwohl bei ihm Mensch und Dichter stets auf das Innigste versflochten blieben. Schon das schied ihn besonders von ihnen, daß ihm sein Dichten Leidenschaft war, bedingungslose Hingabe, wie ja auch sein Vater seinen Leidenschaften sich rückhaltlos in die Arme warf. Darin war er Ungar, Magyar, der, die Augen schließend der Fiedel des Zigeuners lauscht, sich betäubend, alle Gedanken, die sich ihm in den Weg stellen, zornig niedertritt. Und Lenau geißelte sich mit seiner Kunst, war darum in ihr so groß, weil seine Wunden so echt waren, er so ganz ohne Pathos sein Blut hingab, ohne die geringste gesuchte Geste sein Leben in der kristallinen Schale seiner Kunst der Nachwelt darreichte.

Noch eine Eigenschaft, die manchmal mißverstanden wurde, hatte er als Sohn Ungarns: den Stolz. Einen maßlosen Stolz, der alles scheu vermied, was ihn in den Augen seiner Mitmenschen hätte herabsetzen können, der diese selbst täuschte, wenn er in Gefahr lief, von ihnen nicht voll und ganz als der Mensch genommen zu werden, als der er sich gab. So ließ er seine Stuttgarter Freunde im Zweifel über seine materiellen Verhältnisse. Dies geschah teils aus Eitelkeit, hauptsächlich aber hatte er eine eigene Scheu vor Geldangelegenheiten, die er verachtete mit der ganzen Erhabenheit seines Edelmutes. Dabei ging er durchaus nicht auf den Schein los, er wollte nur nicht, daß man seine Person in Verbindung mit niederen Dingen brachte, wozu er auch das Geld zählte. Auch seine Unerfahrenheit in weltlichen Dingen, die er nie ganz verlor, beruhte auf dieser Basis. Nur den Leidenden schenkte er seine Seele; für die Sieghaften, den Triumph, wozu er die Politik rechnete, hatte

er kein Interesse . . Im Innersten blieb er immer der einfache, weltfremde Tieflandsohn, dessen Welt weit ab vom künstlichen Taggetriebe lag.

Sein Verhältnis zu Ungarn kann man fast als eine unglückliche Liebe bezeichnen. Die Menschen dieses Landes erschienen ihm als der Inbegriff von Freiheit und Stärke, was so viele seiner Gedichte aussprechen. Er liebte das Land, er verehrte es, war stolz darauf, und trotzdem hatte er eine geheime Scheu, nach Ungarn zurückzukehren, nach dem Tieflande, dessen Einsamkeit, dessen graue Erinnerungsbilder die Schwermut seines Menschen bestimmt hatten. Nur manchmal hebt sich ein Schrei aus ihm, ein Schrei der Sehnsucht und der Inbrunst für das Land. So beginnt er das Gedicht „Nach Süden“:

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande,
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht vom Waldestrande,
Mild vom Segen rings umweht . . .

Und diese Sehnsucht erlosch in ihm nie vollständig, sie sprach sich immerwährend und unbewußt aus, und wenn er als Jüngling noch gestand, warum er die Alpen nicht kennen lernen wolle: „Ich will mir meine heimatlichen Gegenden nicht verleiden,“ so blieb er der Landschaft seiner Kinderjahre selbst dann noch getreu, da er die Alpen, das Meer schon kannte. Denn nicht nur, daß dann, wenn er die Natur mit seiner erschütterten Seele personifizieren wollte, ihm die schwere Landschaft Ungarns vor Augen schwebte — wie zum Beispiel in einem seiner herrlichsten Gedichte:

B i t t e .

Weil' auf mir du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernstste, milde, träumerische,
Unergründlich tiefe Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für . . .

hier kann man sich keine andere Nacht vorstellen, als die seltsame, mit schwerem, mächtigem Atemzug rauschende Nacht der Tiefebene, — sondern auch wo er die Einsamkeit der Berge malte, klangen Erinnerungsbilder aus der Natur seiner Jugendtage auf. In dem Gedichte „Asyl“ ist eine Strophe, welche zeigt, daß seine Phantasie selbst dann, wenn er die Alpen vor Augen hatte, Tieflandsmelodien vernahm.

... Winde hauchen hier so leise
Rätselstimmen tiefer Trauer:
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer . . .

Hier ist er von den Bergen, den Alpen mit ihrer üppigen Flora abgeschweift in die blumenarme Steppe, wo oft auf Meilenferne kaum eine Blüte aus der Graswildnis ragt, deren sachtcs Wogen den Wind mehr ahnen als fühlen läßt.

Wo sich der Schmerz seiner Seele zutiefst aussprach, wo er sein Leid in die erschütterndsten Naturbilder legte, waren diese stets seiner Heimat entnommen. Er schildert die Alpen und das Meer mit grandioser Meisterschaft, aber die Heidestimmungen belebte er vorzugsweise mit seiner Seele Wehlaut. Bei den Schilfliedern und besonders bei der Strophe:

... Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr . . .

hat er an die Auen des Tieflandes gedacht, die sich längs der Flüsse mit ihren wildreichen Wäldern und Sümpfen weithin strecken. Auch in den beiden Gedichten „Winternacht“ fegt der Nordsturm über die Puszta „... heult im tiefen Waldessaum ein Wolf . . .“ Der Steppenwolf Ungarns.

Daß in Lenau die Alpen und das Meer die mächtigsten Afforde hervorrufen mußten, war bei ihm als absoluten Landschaftsmenschen zu erwarten. Und gerade das Meer mußte ihn besonders fesseln, das in seiner unübersehbaren, niederdrückenden Größe so ganz der Heide gleicht, wo ein stampfendes Dahinjagen des Schiffes im Sturm dem wilden Hinstürmen auf Rosserücken gleicht, jenen einsamen, wilden Ritten, wie sie der Jüngling bei Tokaj und Magyar-Ovár pflog. Und er huldigte dem Meere so sehr, nicht weil es ihm alte Erinnerungsbilder weckte, sondern Gefühle wiedererstehen ließ, auf Grund deren sich sein Menschentum gebildet hatte. Empfindungen, die ihm früher Bedürfnis und Seligkeit waren und die später ins Abstrakte seiner Kunst hinüberglitten, um da wieder zu Fleisch und Blut zu erwachen.



Lenau-Denkmal zu Gfárd (Ungarn)

Überhaupt war Lenau ein Mensch, der sich ganz seinen Intuitionen hingab, ohne nach ihrer Grundursache zu forschen, der in einer Richtung handelte, weil er als Mensch mußte; in dem Gefühle aufzüngelten, die er rasch ergriff und großzog, ohne nach ihrem Herkommen zu fragen. So kann man in seinen Mannesjahren eine gewisse Aversion, ein gewisses Verleugnen seines Geburtslandes Ungarn bemerken. Nun mag daran sein damaliger Freundeskreis mitgewirkt haben und die seinerzeitige Richtung in Österreich, welche das Zusammenziehen aller Länder und aller Nationen der Monarchie zu einem Großösterreich bezweckte; die Hauptursache aber lag in dem Bewußtsein, daß er sein ge-
trübtes Wesen durch die Einwirkungen seines Geburtslandes empfangen hatte. Deutlich sprach er dies nie aus, aber das Gefühl war da, und er gab sich ihm hin. Hier und da erfaßte ihn aber dennoch die Trauer ob seiner Entfremdung mit Ungarn, und die sprach sich dann in schweren Molltönen in seinen Gedichten oder in einzelnen seiner Gespräche aus. So wollte er immer wieder einmal nach Preßburg fahren, um noch einmal echt ungarische Zigeunermusik zu hören. So hatte er eine kindische Freude, wenn er einen jener ungarischen Heubauern sah, die von Zeit zu Zeit nach Wien kamen. Er, der sich einst in Briefen an seine Mutter „Édes fia Miklós“ unterschrieb, klagte später, daß er nicht zu den Magyaren passe, denn: „Ich möchte so urwüchsig, so feurig und so naiv, so husarentapfer und gutherzig sein wie sie; ich bin aber nur ein deutscher Dichter.“ Ebenso klagte er auch, daß er nie des Glückes einer Ehe teilhaftig werden könne, weil ihn die Poesie zu ganzer Hingabe an das Unglück zwingt. In diesen beiden Aussprüchen zeigt sich, daß er ein Bangen vor dem restlosen Glück hatte, da ihm alles Große glücklos sein zu müssen schien, weil in seinem Auge auch die Natur mit einer Sehnsucht nach dem Glück behaftet schien. Und die Hingabe an das Wesen der Menschen seines Geburtslandes erschien ihm vor allem als restloses Glück, als tiefstille Ausgeglichenheit.

Aber sein Wesen blieb immer so ganz von seinem Geburtslande Ungarn und dessen reichen Eigentümlichkeiten gebannt. Da er schon manche Wandlung durchgemacht hatte, sich in Österreich und Schwaben vollkommen zuhause fühlte, von Amerika wieder zurück war, lag über seinem Wesen noch so ganz der Hauch der ungarischen Landschaft, daß Graf Alexander von Württemberg, hingerissen vom fremdländischen Schmelze über des Freundes Persönlichkeit, ungarisch zu lernen begann, um den Dichter vollkommen verstehen zu können . . . Und vielleicht hat Lenau niemand so sehr verstanden, als der vom gleichen Schicksal niedergeschmetterte Alexander von Württemberg.

Wenn wir die Schlußfolgerung von Lenaus Leben, Wesen und Herkunft ziehen, so werden wir sachte zur Erkenntnis hinübergeleitet, daß in dieses großen Unglücklichen Dasein ein eigenartiges Verhängnis waltete. Daß er, der als Ungar von deutschen Eltern geboren wurde,

als Mensch nie vom Banne seiner Heimat loskam, deutscher Dichter ward, vom Schwankenden, in ein schweres Dunkel sich Verlierenden nur deshalb so kraß ergriffen wurde, weil er dem landschaftlichen Boden seines Geburtslandes entwurzelt worden. So lange sich der Jüngling Lenau in Ungarn befand, in Tokaj, Magyar-Ovár und Preßburg studierte, besaß er einen starken Stoizismus, der alles schwermütige Träumen in ihm überwog. Dies wissen alle seine Biographen zu berichten. Erst als er nach Wien kam, nach Stuttgart, und je mehr er sich von Ungarn entfernte, je fremder ihm dieses wurde, brach sein unglückliches Wähnen aus; seine grenzenlose Melancholie, und er stürzte sich wie mit gefesselten Schwingen einem Abgrund zu, sich ihm mit krankhaftem Fatalismus zusehnend. Er begann von Land zu Land zu jagen, von Mensch zu Mensch, in ihm war ein ewiges Suchen und wieder ein trotziges Nichtfindenwollen, als wäre er sich der Vergeblichkeit seines Weges im vorhinein schon bewußt. Es waren seine glücklichsten Jahre, seine Kindheit und Jünglingsjahre in Ungarn, so unbelastet und frei fühlte er sich im späteren Leben nicht mehr — aber als wenn er sich selbst aus dem Paradiese verbannt hätte, als müßte er sich geißeln, kehrte er nicht mehr nach Ungarn zurück. Die Literatur war es, sein überreiches Herz, welches von Menschen, die er einmal lieb gewann, nicht mehr lassen konnte, die ihn in fremden Länden zurückhielten; da trat er denn sein Heimatgefühl mit Füßen und zertrat seines Herzens heimliches Kraftbewußtsein Stück für Stück.

Tragisch ist es, daß auch des Dichters jüngere Schwester, Magdalene, so tief unglücklich ob ihres Wesens war. Nur entartete sie darob, es fehlten ihr die edle Reinheit des Herzens und die auf den Höhenpfad des Lebens weisende Kraft der Kunst. Sie wurde als Verbrecherin verurteilt und eingekerkert. Was ihre Tat war, weiß man nicht, da sie für ihre Angehörigen fortan eine Verlorene blieb und man nicht mehr über sie sprach. Aber ihre Richter hätten gewiß gerechter gehandelt, wenn sie sie einzig als Seelenkranke angesehen hätten.

Lenau war ein Landschaftsmensch durch und durch. Wie nach langem Experimentieren der zeugenden Natur entwuchs er einem Boden, so alles in sich enthaltend, was dieser Boden an Erdengröße und Firmamentenschönheit besaß. Entwuchs ihm gleich dem Inbegriff dieser Landschaft . . . er hätte diesem Boden nicht entrissen werden dürfen! Im ungarischen Banat, unter dem kraftvollen Schwabenvolke hätte er fortleben sollen, mit dem Lande, den Menschen in steter Berührung; er hätte dort eine Macht empfangen, eine Urgewalt, wie wir sie heute nicht abschätzen können. Lehrjahre im Auslande hätten ihm nur genügt, doch nur Lehrjahre der äußeren Form, denn der innere Mensch, der Dichter war in seinem Feingehalte fertig von allem Anfang an; die romantische Literaturrichtung hat ihm hierin gar nichts gegeben. Das Ausland brachte ihm nur empfindsame Menschen und die süßliche

Richtung der Zeitepoche, mit der er in Ungarn unter dem einfachen Kernvolke der Heidesöhne wohl nie wäre bekannt geworden; überreizte seine ohnedies aufs höchste gesteigerte Sensitivität noch mehr, bis ihm zuletzt alles Maß fehlte und er in krankhafter Hingabe an den Paroxysmus sein trügerisches Heil suchte. Seinem Leben wäre vielleicht das rettungslose Verdämmern erspart geblieben, wenn auch seine Seele von Geburt aus leidend war; aber mit kranker Seele in einen ungesunden Boden verpflanzt, da konnte er nicht genesen. Es war durch und durch moderiger Grund, den er im Auslande fand, denn die Zeitepoche, das Gesellschaftsleben damals waren angefault, man verlor sich in falschen Sentimentalitäten, die Lenau, der so ganz ohne Falsch und Trug war, für echt nahm.

Hätte er doch einen Berater zur Seite gehabt, der ihn auf den dampfenden, fruchtheischenden Ackergrund seiner Heimerde verwiesen hätte! Dieses junge, neukolonisierte Land des Banates, wie reich war es an Möglichkeiten für einen Dichter. Einen Sänger, der seine ergreifende Stimme auch von hier aus hätte erschallen lassen können, der auch von hier aus der große, deutsche Dichter geworden wäre, in dessen tiefen Tönen fortan eine Welt mitschwang und mitzitterte. Aber dieser Weise fehlte seinem Leben, ihm, der nie die segnende Hand beratender Elternliebe über seinem Haupte gesehen, ihm, der von deutschen Eltern zum Ungarn geboren, von Deutschland großgezogen, an seinem Ungartum zugrunde gehen sollte. Er verlor die Landschaft, in die sich seine Menschlichkeit hätte einfügen können, er, der mit tiefer Ahnung das Lied vom „Heimatflange“ sang:

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen.
Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib acht o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süßer Poesie;
Von Jugendträumen wirds manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimatmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er geneßt von seiner Sehnsucht nie.